

Kapitel 1

Man sagt, die Vergangenheit sei vorbei. Ein abgeschlossenes Kapitel, das man getrost zuklappen könne, wenn die Gegenwart nur laut genug ruft.

An so etwas glaube ich nicht.

Nicht, wenn die Schatten, aus denen man kommt, länger sind als das Licht, in dem man jetzt steht. Ich habe nicht vor, zurückzukehren. Nicht in mein altes Leben, nicht in meine alten Erinnerungen. Und erst recht nicht in irgendein abgelegenes Anwesen in Irland, in einer gottverlassenen Gegend, das nach kaltem Stein und alten Geheimnissen riecht.

Schon der Gedanke daran wirkt wie eine Falle. Wie ein Ort, in den man leicht hineingerät – und schwer wieder herauskommt. Ein Auftrag, der nach Komplikationen schreit, nach Kontrolle und nach Dingen, die man besser nicht berührt. Und genau deshalb will ich nichts damit zu tun haben.

Aber der Brief liegt da. Auf dem abgewetzten Küchentisch meiner viel zu kleinen Wohnung. Ein dünnes Kuvert, elfenbeinfarben ohne Absenderadresse. Nur mein Name in schwungvoller Handschrift.

-Evelyn Reed-

Ich hatte ihn zuerst zwei Tage lang ignoriert – vielleicht aus Angst, dass darin etwas steht, das ich nicht mehr rückgängig machen kann. Bis mein Konto so am Limit war, dass ich keinen Cent mehr am Geldautomaten abheben konnte. Der Blick in den Kühlschrank bietet nur noch ein halbes Stück Butter und eine angebrochene Flasche Weißwein. Tief einatmend senke ich den Kopf, schließe die Tür, drehe mich um und gehe hinüber zum Tisch.

Ich nehme den Brief und öffne ihn. Zum unzähligen Mal.

Ein Ticket. Business Class. Direktflug von London nach Dublin. Darauf mein Name, schwarz auf weiß.

Abflug: drei Tage später. Kein Begleitschreiben, nur ein zweiter, dünner Umschlag mit einer handgeschriebenen Notiz:

„Restauration erforderlich. Reise und Unterkunft werden gestellt. Entlohnung erfolgt nach Abschluss. Absolute Diskretion wird erwartet.“

Darunter die Initialen: *B.H.*

Kein Name, keine Kontaktdaten, kein „Bitte“. Kein „Wir freuen uns.“ Nur diese nüchternen Worte – wie ein Befehl.

Ich könnte absagen. Natürlich. Niemand zwingt einen, in einen Flieger zu steigen, nur weil irgendwo ein Name gedruckt ist. Aber wenn man nichts mehr hat, was einen hält, ist die Entscheidung zu gehen umso einfacher.

Meine Mutter hatte mich vor zwei Wochen endgültig aus ihrem Leben gestrichen. Oder war es umgekehrt? Ich weiß nicht mehr, wer den Hörer zuerst aufgelegt hatte. Nähe war ihr nie gut gelungen. Nicht einmal, als ich klein war. Ihre Bemühungen wirkten stets wie Pflichtübungen. Ihre Umarmungen bestanden aus Luft und starren Armen. „Du bist eben empfindlich“, hatte sie oft gesagt. Und ich hatte früh gelernt, dass manche Mütter nur Kinder bekommen, weil es sich so gehört.

Der Flug ist still. Nicht im Sinne von ruhig, sondern im Sinne von bedeutungsschwer. Selbst das Klirren der Gläser klingt, wie eine beiläufige Erinnerung daran, dass ich hier eigentlich nicht hingehöre. Ich sitze am Fenster und der Platz neben mir ist frei. Vielleicht absichtlich, vielleicht zufällig. Da es mein erster Flug ist, weiß ich nicht wie es sonst auf solchen Flügen ist.

Der Sitz ist weich, das Licht gedimmt und die Decke riecht nach Lavendel. An diesen Luxus könnte ich mich eigentlich schon fast gewöhnen. Leider muss ich aber feststellen, dass ich anscheinend die Einzige bin, die hier sitzt und das erste Mal fliegt, oder die Einzige, die Angst vor dem Fliegen hat, während ich mich hier so umsehe. Denn alle anderen Fluggäste sehen entweder äußerst entspannt oder sehr beschäftigt aus. Ich verzichte auf das angebotene Glas Champagner und entscheide mich stattdessen zu einer Tasse Tee. Die freundliche Stewardess reicht ihn mir mit einem, für meinen Geschmack, zu aufdringlichem Lächeln.

„Hier bitte, Miss Reed“, sagt sie, dreht sich um und geht zum nächsten Gast. Die Tasse ist viel zu heiß, doch ich halte sie trotzdem fest – einfach, um mich an etwas festhalten zu können.

-Reed-. Nicht viele wissen, dass ich so heiße. Noch weniger wissen, dass es diesen Namen früher einmal in Verbindung mit etwas anderem gegeben hatte. Von einem Mann, dessen freundlichen und liebevollen Blick ich immer in Erinnerung halten werde und von dem es keine Bilder gibt. Mein Vater, der viel zu früh gestorben ist. Ich habe nicht viele Erinnerungen an ihn und meine Mutter hat nie über ihn gesprochen.

„Hör auf zu fragen. Es ist gut so wie es ist“, war ihre Standardantwort, wenn ich mal etwas wissen wollte. Nach seinem Tod war ich nur noch eine Last für sie, und die Erinnerungen an meinen Vater versuchte sie komplett zu verdrängen und auszulöschen. Auch wenn der Nachname auf meinem Ausweis nicht geändert wurde, von da an war ich nur noch Evelyn Lewis. Der Mädchenname meiner Mutter. Woher weiß der Auftraggeber also meinen Namen und woher hat er die Daten? Selbst bei meinen Eintragungen zur Selbstständigkeit habe ich immer den Nachnamen meiner Mutter angegeben. Stets ein Versuch ihren Ansprüchen gerecht zu werden.

Die Bordansage des Kapitäns reißt mich aus meinen Gedanken. Wir setzen zur Landung an und erst als wir auf dem Boden sind, fällt mir auf, dass ich während dem Flug vor Angst kaum geatmet hatte.

Ich verlasse das Flugzeug als eine der Ersten. Meine Tasche habe ich bei mir. Ich besitze ohnehin nichts, was es wert ist, eingecheckt zu werden.

Am Ausgang steht eine Menge an Menschen. Und trotzdem fällt er mir sofort auf. Ein Mann mit einem Schild auf dem fein säuberlich und gut leserlich -REED- zu lesen ist. Er trägt schwarze Handschuhe, einen perfekt sitzenden Mantel und sagt kein Wort, als ich ihn begrüße. Er nickt nur kurz, nimmt mir die Tasche ab, dreht sich um und geht wortlos in Richtung Ausgang. Ich bleibe einen Moment stehen, bevor ich ihm folge – leise, bemüht und unauffällig.

Ein Wagen wartet draußen im Eingangsbereich. Er ist tiefschwarz, getönt und viel zu elegant für das, was ich trage. Es scheint ein Mercedes zu sein. Da hört mein Fachwissen über Autos auch schon auf. Er öffnet die Tür, wartet, bis ich eingestiegen bin – und schließt sie hinter mir, ohne mir dabei in die Augen zu sehen.

„Wo fahren wir hin?“, frage ich mit bedeckter Stimme, unsicher, wie ich mich in dieser Situation verhalten soll. Doch er schweigt. Keine Antwort. Nicht beim Einschalten des Autos, nicht beim losfahren und auch sonst nicht während der Fahrt. Es könnte eine Entführung sein und ich würde es nicht einmal merken, geschweige denn einer mitbekommen.

Bis wohl jemandem auffallen würde, dass ich weg bin? Meiner Mutter bestimmt nicht. Und da hört es auch schon auf.

Ich sitze still, die Hände im Schoß gefaltet, doch innerlich unruhig und in meinen Gedanken versunken. Ich weiß nicht, wie ich mich verhalten soll. Der Mann am Steuer sagt kein Wort, stellt keine Fragen, und ist einfach nur da – als stumme Verlängerung dieses seltsamen Auftrags. Nur das monotone

Rauschen der Reifen auf dem nassen Asphalt, das wie ein zu gleichmäßiger Puls durch den Innenraum vibriert.

Alles an dieser Fahrt ist mir zu glatt, zu kontrolliert. Ich mag das nicht. Ich mag es nicht, wenn ich nicht weiß, wohin es geht. Nicht, wenn jemand anderes die Richtung vorgibt und ich gezwungen werde, zu folgen. Ich bin es gewohnt selbst zu bestimmen, wann ich gehe, wie lange ich bleibe, und was ich zulasse.

Aber hier, in diesem lautlosen Wagen, bin ich nur ein Passagier. Und die Tatsache, dass ich nicht einmal die Adresse kenne, an die ich gerade gebracht werde, lässt etwas in mir enger werden. Als hätte jemand unbemerkt einen Faden in mir gespannt – zu dünn, um zu reißen, aber straff genug, um mir den Atem zu nehmen. Aber ich sage nichts. Was könnte ich auch sagen?

Stattdessen beobachte ich die Landschaft, die sich allmählich verändert. Grüne Hügel, von Nebel umhüllt, graue Schieferdächer in der Ferne, und Regen, der feine Spuren über das Glas zieht. Ich lasse es einfach zu die Kontrolle abzugeben und halte an diesem Moment fest. Weil ich sonst nichts habe, woran ich mich festhalten könnte.

Der Wagen biegt in eine schmale Allee ein. Alte Eichen säumen den Weg und ihre dunklen Silhouetten wirken im Nebel wie stumme Wächter. Die Reifen knirschen über den feinen Kies und der Regen hat mittlerweile aufgehört, doch es hat sich eine feine Schicht Nebel gebildet, die alles hier noch viel erdrückender erscheinen lässt, als ich es eh schon ertragen könnte. Ich lehne mich leicht nach vorne, als hätte ich damit Einfluss auf die Geschwindigkeit und könne irgendwie sehen, wohin ich gleich gehen würde.

Dann sehe ich es – ein Tor aus schwerem Schmiedeeisen, kunstvoll gearbeitet, alt, viel zu alt für seine makellose Oberfläche. In der Mitte prangt ein Emblem, bewusst poliert: ein H, durchzogen von einer feinen Bruchlinie, als wäre es vor

langer Zeit zerbrochen – und jemand hätte beschlossen, es so zu lassen.

Das Tor öffnet sich lautlos und wie von selbst. Keine Klingel, kein Befehl. Nur die Geste eines Hauses, das selbst zu entscheiden scheint, wen es reinlässt.

Der Wagen fährt weiter und der Weg wird enger, die Eichen dichter. Plötzlich, wie aus dem Nichts, taucht eine Villa auf, hellgrau, beinahe weiß mit hohen Fenstern, die sich gleichmäßig über die Fassade verteilen. Sie ist groß, wirkt zwar alt – aber nicht verfallen. Im Gegenteil. Die Wege sind sauber gekiest, der Platz glatt, die Fenster klar. Alles an diesem Haus wirkt aufgeräumt, diskret, modernisiert. Keine Spielereien, kein überladener Kitsch. Alles funktional, durchdacht und für meinen Geschmack fast zu kontrolliert.

Der Wagen hält vor der Villa an und der Chauffeur steigt aus, umrundet das Fahrzeug mit einem Maß an Präzision, das fast unnatürlich wirkt, öffnet meine Tür und reicht mir lautlos meine Tasche. Ich warte einen Moment, vielleicht auf eine Anweisung, eine Richtung, irgendetwas. Aber er sieht mich nicht an.

Also steige ich aus.

Die Luft wirkt kühler hier. Feiner. Und sie trägt etwas mit sich, das sich nicht benennen lässt. Für Ende August ist das Wetter deutlich schlechter als es für diese Jahreszeit sein sollte.

Ich will etwas sagen, vielleicht ein „Danke“, doch der Chauffeur hat sich bereits wieder in den Wagen gesetzt und rollt zurück durch das Tor – das sich lautlos hinter ihm schließt.

Ich stehe da. Allein. Kein Geräusch. Kein Licht hinter den Fenstern. Nur das Knirschen meiner Schritte auf dem Kies, als ich auf die schwere Eingangstür zugehe.

Sie ist aus dunklem Holz, schlicht und massiv, mit einer dezent eingelassenen Sensorleiste an der Seite. Ich finde keine Klingel, kein Griff, nichts, woran man klopfen könnte. Ich hebe langsam die Hand, unsicher, wo ich sie überhaupt hinführen

soll. Bevor ich sie berühre, öffnet sich die Tür lautlos. Keine ruckhafte Bewegung, kein mechanisches Rattern. Nur ein fließender Impuls - als hätte das Haus mich bereits registriert.

In der Tür steht eine Frau. Schlank, aufrecht, mit silbernem Haar, das zu einem glatten Knoten gebunden ist. Ihr Gesicht ist ruhig, beinahe neutral, aber die Augen aufmerksam und das Lächeln freundlich und wärmend. Sie trägt ein dunkelblaues Kleid, schlicht, elegant, und blickt mich an, als hätte sie mich längst erwartet.

„Miss Reed?“ Ihre Stimme klingt ruhig, leicht heiser und ist stark britisch durchzogen.

„Eve, bitte“, entgegne ich ihr. Sie nickt nur knapp, tritt einen Schritt vor, nimmt mir die Tasche ohne ein Wort aus der Hand und geht voraus. Ich folge ihr in den großzügigen Eingangsbereich.

Der Flur ist hoch und kühl. Heller Steinboden, matte Wände, keine unnötige Dekoration. Alles ist in zurückhaltenden Tönen gehalten, aus Sand, Stein und Holz.

„Ich bin Mrs Ellison“, sagt sie über die Schulter hinweg, während sie mit festen Schritten voran geht. „Willkommen in der Villa Hart.“

„Hart.“, wiederhole ich leise. „Heißt so mein Auftraggeber?“, frage ich vorsichtig. Ich bin mir nicht sicher, ob sie mich überhaupt verstanden hat, aber lauter traue ich mich hier nicht zu sprechen. Ich fühle mich wie ein Kind, das etwas Verbotenes tut.

Sie dreht sich mit hochgezogenen Augenbrauen um, als wüsste sie nicht, wovon ich rede oder als scheint sie die Frage völlig unangebracht zu finden. „Mr. Hart ist noch beschäftigt. Sie werden ihn zu gegebener Zeit kennenlernen.“

Mit fragendem Blick schaue ich auf. Das war nicht die Antwort auf meine Frage. Aber ohne weitere Reaktion setzt sie ihren Weg fort. Es wäre wahrscheinlich sinnlos mit ihr darüber zu diskutieren. Vielleicht weiß sie genauso wenig wie ich und

redet genauso ungern wie der Chauffeur. Mir gefällt die Vorstellung nicht, dass mein Auftraggeber anscheinend das Recht besitzt über meine Zeit, mich und meinen Willen zu entscheiden. Als wäre es eine Selbstverständlichkeit.

Wir gehen eine großzügige Treppe hinauf die nach links und rechts führt. Es ist kein anderer Laut im Haus wahrzunehmen. Nur das gedämpfte Klacken ihrer Absätze – und meine eigenen Gedanken, die längst damit begonnen haben, sich ein Bild von all dem zu machen und mich zu hinterfragen, ob es wirklich eine kluge Entscheidung war, mich auf diesen Auftrag einzulassen.

Wir biegen nach rechts ab.

„Das Abendessen wird um acht Uhr serviert. Die Teilnahme ist freiwillig, aber Mr. Hart geht davon aus, dass Sie kommen werden.“ Sie sagt diesen Satz mit der Selbstverständlichkeit einer Frau, die weiß, wie diese Dinge hier für gewöhnlich laufen.

Dann führt sie mich nach rechts, den Flur entlang, bis zu einer schmalen Tür auf der linken Seite. Sie öffnet die Tür und macht eine einladende Geste ins Zimmer. Ich bleibe einen Moment im Türrahmen stehen, sehe mich um und frage leise: „Wo sind wir hier eigentlich?“ Mrs Ellison hält inne, dreht sich halb zu mir und sagt mit dieser ruhigen, höflichen Art: „In West Cork, Miss Reed. Direkt an der Bantry Bay.“ Dann lächelt sie knapp, als hätte sie damit alles gesagt, und verschwindet ohne ein weiteres Wort den Flur hinunter.

Die Tür gleitet leise ins Schloss, nachdem Mrs Ellison gegangen ist. Kein Schlüssel, kein Klick – nur das dezente Geräusch einer gut geölten Mechanik. Ich muss wirklich bei Gelegenheit jemanden fragen, wie das mit den Türen hier funktioniert, speichere ich mir in Gedanken ab.

Für einen Moment stehe ich regungslos da.

Der Raum ist hell und größer als ich erwartet habe. Helles Holz unter den Füßen, ein Bett mit weißer Tagesdecke, glatte

Wände in einem Beigeton. Die Fenster sind hoch, fast bis zum Boden gezogen und die Vorhänge aus schwerem Leinen. Ein schlichter Schreibtisch steht in der Ecke, daneben ein alter Sessel mit grauem Stoffbezug. Nichts wirkt überladen. Alles ist mit einer stillen Zurückhaltung eingerichtet, als wolle sich der Raum nicht aufdrängen. Auf einem der Fenstersimse steht eine einzelne Vase mit drei weißen Dahlien.

Ich stelle meine Tasche neben das Bett auf eine Bank, gehe zu einem der Fenster und schiebe den Vorhang ein Stück zur Seite. Draußen liegt das Meer.

Still, weit, fast unbewegt. Das Grau des Himmels spiegelt sich in der Wasseroberfläche, als hätte jemand das Licht gedimmt. Keine Boote, keine Möwen, nur das leise Flimmern am Horizont.

Ein schmaler Streifen Garten trennt das Haus von der Küstenlinie – ordentlich geschnittene Hecken, ein Kiesweg, der sich zum Steilhang zieht und dort endet, wo das Gelände scharf abfällt.

Ich spüre, wie sich etwas ganz leicht in mir löst. Als hätte der Blick nach draußen die Enge in meiner Brust ein Stück weit zurückgedrängt.

Die Tür zum Badezimmer ist weiß lackiert, die Klinke aus gebürstetem Metall, alles hier wirkt schlicht, aber hochwertig. Der Raum dahinter ist überraschend modern. Glas, Stein, indirektes Licht. Ein breiter Spiegel, eingelassene Regale, eine bodentiefe Dusche mit verchromter Armatur.

Ich ziehe mich langsam aus, ohne Eile, stelle die Dusche an und trete unter das warme Wasser. Die Fliesen unter meinen Füßen sind angenehm temperiert und das Wasser läuft in gleichmäßigem Rhythmus über meine Schultern.

Ich schließe die Augen.

Der Gedanke an das Abendessen lässt mich nicht los. „Selbstverständlich ist ihre Teilnahme freiwillig“, hatte sie gesagt. Die Ironie ist mir nicht entgangen – und es ärgert mich.

Ich mag keine Pflichtveranstaltungen, schon gar nicht, wenn sie als Höflichkeit getarnt sind. Trotzdem würde ich hingehen.

Ich will wissen, wer dieser B. Hart ist – und was ihn dazu gebracht hat, ausgerechnet mich zu engagieren. Es gibt sicher auch Restauratoren in Irland. Und ich will wissen, was es mit diesem Haus auf sich hat, in dem Türen sich scheinbar von selbst öffnen und Fragen gar nicht erst gestellt werden. Ich drehe das Wasser zu, trockne mich ab und ziehe frische Kleidung aus der Tasche.

Ich habe nichts Besonderes eingepackt. Einen schwarzen Pullover, schmal geschnitten, dazu eine dunkle Stoffhose. Kein Schmuck – den besitze ich ohnehin nicht –, kein Parfüm. Nur meine silberne Kette mit dem kleinen Halbmond, den ich von meinem Vater zur Geburt bekommen habe. Das Einzige, was mir von ihm geblieben ist. Ich ziehe mir den Pullover über, fahre mit den Händen über die glatten Ärmel und binde meine Haare noch einmal neu, etwas fester, als wollte ich mich sammeln. Dann lege ich die Kette um und trage etwas Wimperntusche auf. Von Make-Up halte ich nicht viel. Im Spiegel sehe ich mich kurz an. Mein Gesicht wirkt blass, aber ruhig. Es muss reichen

Bereit bin ich nicht.

Aus meiner Tasche ziehe ich das Handy und gebe in der Suchmaschine die Worte B. Hart und Irland ein. Ein paar LinkedIn Profile. Ein Artikel über ein altes Weingut. Nichts über ihn. Ich scrolle weiter. Dann ein Eintrag. Klein und unscheinbar. Irgendein lokales Archiv, kein offizieller Artikel.

„Das Haus an der Steilküste – einst im Besitz der Familie Hart – stand jahrelang leer. Der ältere Sohn Blake, verschwand aus der Öffentlichkeit nach einem tragischen Zwischenfall, bei dem sein Bruder als vermisst gemeldet wurde. Offizielle Informationen dazu wurden nie veröffentlicht.“

Blake. Blake Hart. B. Hart. Ist das mein Auftraggeber und gleichzeitig der Eigentümer dieser Villa? Wenn das Verschwinden so dramatisch war, wieso gibt es sonst keine weiteren Einträge über die Familie Hart, hinterfrage ich mich selbst. Ein flüchtiger Blick auf die Uhr verrät mir, dass es kurz vor acht ist. Ich muss los.

Ich verlasse das Zimmer, schließe die Tür hinter mir und gehe langsam die Treppe hinunter. Jeder Schritt klingt viel zu laut in diesem Moment.

Ich folge dem Gang, bis ich vor einer Tür stehe, die halb geöffnet ist. Ein feiner Lichtstrahl fällt von ihr auf den Gang und leise Musik erklingt. Dahinter: ein gedeckter Tisch, gedämpftes Licht, und Stimmen.

Ich atmete tief durch: einmal, zweimal.

Dann trete ich ein.

Der Raum ist groß, fast schon einschüchternd. Helle Wände, weicher Steinboden und indirektes Licht beleuchtet die Wände und den Fußboden. Aus Lautsprechern, die ich nirgendwo erkennen kann, ertönt, zum Ambiente passend, Smooth Jazz, der den ganzen Raum gleichmäßig einnimmt und dadurch eine, bisher für mich unbekannte, angenehme Atmosphäre schafft. Alles hat bisher unbekannt, bedrohlich, geheimnisvoll und teils beängstigend gewirkt. Aber der Raum nimmt mir, zumindest für den Moment, einen Teil davon. Die hintere Wand ist mit einem überdimensionalen Kamin geschmückt. Und es scheint, als würde sich das Feuer im Klang der Musik sanft mitbewegen. In der Mitte des Raumes steht ein langer Tisch aus dunklem Holz. Kein Tischtuch, nur feines Porzellan, mattes Besteck, Wasser- und Weingläser, die exakt zentriert auf den Platzdeckchen stehen. In der Mitte ein schmaler Läufer, darauf ein einzelnes Windlicht mit einer flackernden Flamme. Nicht mehr.

Ich zögere kurz im Türrahmen. Kein anderer Gast ist zu sehen. Nur ein Mann in schwarzer Kleidung – ein Kellner

vermute ich – der gerade mit präzisen Bewegungen zwei Gläser aufpoliert. Er sieht nicht zu mir.

Ich trete näher und räuspere mich leise. „Bin ich ... richtig hier?“, frage ich. „Ich suche Mr. Hart.“ „Guten Abend, Miss Reed. Ja, sind Sie. Er kommt gleich.“ Dann stellt er das Glas ab, dreht sich zur Anrichte und beginnt, eine Karaffe zu füllen. Seine Bewegungen sind ruhig und kontrolliert – als gäbe es mich gar nicht. Ich bin es gewohnt, übersehen zu werden. Aber nicht ignoriert.

Ich stehe noch einen Moment so dar, dann setze ich mich an den Platz, der am nächsten an der Tür liegt. Mein Blick gleitet durch den Raum – ein großes Gemälde hängt an der Wand, abstrakt, in dunklen Farben. Eine Nische mit Bücherregalen, die mehr als Dekoration gedacht zu sein scheint, als funktionell und ein entferntes Klingeln von Glas und Metall, dass vielleicht aus einer Küche zu kommen scheint.

Es vergehen Minuten. Vielleicht zehn. Vielleicht mehr. Ich sitze aufrecht, die Hände im Schoß gefaltet, während der Kellner weiter schweigt, als wäre ich nicht da.

Ich habe keine Ahnung, was von mir erwartet wird. Niemand hat mir etwas erklärt, kein Wort zu meiner Arbeit, kein Hinweis, wo ich anfangen soll, wann – oder ob das hier überhaupt etwas mit meiner Arbeit zu tun hat. Ich war eingeladen worden. Beauftragt, um besser zu sagen. Und jetzt hat man mich anscheinend sitzen lassen. In einem fremden Haus, an einem gedeckten Tisch, unter dem flackernden Licht des Kamins und der Kerze auf dem Tisch. So muss es sich also anfühlen, wenn man ein Tinder-Date hat und versetzt wurde.

Gerade als ich wieder beginne, mich ernsthaft zu hinterfragen, ob das alles ein Fehler gewesen ist, öffnet sich am anderen Ende des Raumes eine Tür.

Kapitel 2

Ich hebe den Kopf. Ich weiß nicht wer genau gleich hereinkommen wird – aber ich bin mir sicher, dass es nicht der Mann ist, der mich beauftragt hat. Auf dem Brief stand nur ein Kürzel. B.H. Keine Unterschrift, kein Name, keine persönliche Note. Es klang wie ein anonymer Auftrag, wie jemand, der im Hintergrund bleibt. Ich rechne mit einem Assistenten. Oder einem Anwalt. Vielleicht noch jemanden, der hier mit irgendetwas beauftragt wurde.

Doch der Mann, der jetzt den Raum betritt und auf mich zukommt, wirkt nicht wie jemand, der für andere arbeitet – sondern wie jemand, der es gewohnt ist, dass andere für ihn arbeiten. Er ist groß, mit breiten Schultern und dieser selbstverständlichen Körperhaltung, die keine Unsicherheit kennt. Sein dunkles, mittellanges Haar fällt in weichen, leicht gewellten Strähnen über die Stirn, sorgfältig, aber mühelos gestylt, als hätte er gerade erst eine Hand hindurchfahren lassen. Sein Gesicht ist makellos – markant, aber ebenmäßig, die Art von Schönheit, die nicht um Aufmerksamkeit bittet, sondern sie automatisch bekommt. Der dunkle Anzug sitzt perfekt und passt zu seinen leuchtend grauen Augen. Das Hemd darunter schimmert dezent im Licht, ein Knopf am Hals offen, als wolle er zeigen, dass Regeln für ihn nur Empfehlungen sind. An seinen Handgelenken blitzen teure Manschettenknöpfe auf. Er sieht aus, als käme er direkt vom Cover eines Modemagazins – nur dass er in echt gefährlicher wirkt.

Er sagt nichts. Hebt den Blick nicht, kein Gruß – nur ein knappes Nicken. Dann geht er direkt zum Stuhl am Kopfende, zieht ihn zurück und setzt sich. Ohne Eile und ohne ein

Geräusch. Als gehöre ihm nicht nur das Haus, sondern alles darin.

Etwas in seiner Haltung ist seltsam – eine kaum sichtbare Anspannung, und für einen Moment habe ich das Gefühl, dass mein Anblick ihn überrascht.

Ich starre ihn an. Vielleicht einen Tick zu unhöflich. Aber ich kann nicht anders. Sein Aussehen ist beängstigend. Einnehmend und makellos.

„Blake Hart.“

Ich blinzele einmal. Das ist er also. Der Auftraggeber. Der Mann, der mir ein Business Class Ticket geschickt hat. Der mich auf diese Insel hat fliegen lassen, ohne auch nur ein einziges Wort über den Auftrag zu verlieren. Der einfach am Tisch sitzt, als wäre das hier das Normalste der Welt. Ich richte mich auf und versuche mir nichts anmerken zu lassen.

„Evelyn Reed“, sage ich ruhig. „Aber ich werde Eve genannt.“

Sein Blick streift mich – kurz, prüfend, messend. „Miss Reed.“ Seine Stimme bleibt ruhig und sachlich. „Im professionellen Kontext halte ich es nicht für angebracht, Kurzformen oder andere Vertraulichkeiten zu verwenden.“

Natürlich. Ich hätte es besser wissen müssen, als zu erwarten, dass jemand wie er sich für Wünsche interessiert. Der Kellner tritt an den Tisch – professionell still und beinahe unbemerkt. Er öffnet eine Flasche Wein und schenkt, ohne zu fragen, ein. Dann verschwindet er kurz in der Küche und kehrt wenig später mit zwei Tellern zurück. Er serviert von rechts, präzise und lautlos, als wäre jede seiner Bewegungen einstudiert.

Selbst sein Atem scheint sich dem Rhythmus des Raumes unterzuordnen. Ich frage mich, wie viel Personal hier angestellt ist und ob es in ihrem Arbeitsvertrag steht, dass sie an keinerlei Konversation teilnehmen dürfen.

Der Wein in meinem Glas funkelt tiefrot und ein angenehmer Duft findet den Weg zu meiner Nase. Aber ich rühre ihn nicht an. Mr. Hart trinkt, ohne mich anzusehen.

Ich beobachte ihn einen Moment lang. Seine Haltung, seine Art, das Glas zu halten – seine Finger sind sauber, gepflegt und wohlgeformt. Er hält es ruhig und kontrolliert. Als hätte er sich selbst abtrainiert, impulsiv zu sein.

Mein Blick fällt zurück auf die Vorspeise, die der Kellner mir zuvor hingestellt hatte. Irgendetwas mit Fisch und einer zitronigen Creme. Hübsch und filigran angerichtet. Aber beim Anblick des Essens verkrampft sich mein Magen. Nicht weil ich hungrig bin, sondern weil das alles viel zu durchgeplant wirkt. Zu bewusst. Zu kontrolliert. Und es ist nicht mein Plan und meine Kontrolle. Panik steigt langsam in mir auf. Ich versuche mich zu beruhigen, lehne mich leicht zurück, atme durch und suche den Blick zu meinem Auftraggeber.

„Haben Sie vor, irgendwann etwas über den Auftrag zu sagen? Oder haben Sie vor, mich eine Woche lang schweigend durch ihr Haus laufen zu lassen, bis ich versehentlich etwas restauriere?“

Keine Antwort. Er isst weiter, als hätte ich nichts gesagt. Ich drücke die Zähne zusammen und atme tief durch. Mein Herz klopft schneller, als ich es zugeben würde. Ich weiß, dass ich zu ablehnend reagiere, dass es mich vielleicht meinen Job kosten könnte, obwohl dieser mein einziger Ausweg ist, die nächsten Wochen etwas zu Essen zu haben und mir noch meine Wohnung leisten zu können. Aber ich kann nicht anders. Diese ganze Situation ist zu viel für mich. Ich trinke einen Schluck Wein, obwohl ich es nicht will. Er ist trocken und etwas scharf. Der Geschmack hinterlässt eine schwere Note in meinem Gaumen und schmeckt nach süßen Kirschen. „Ich hätte erwartet, dass jemand, der mich in ein anderes Land einlädt, wenigstens weiß, wie man ein Gespräch führt.“

Stille. Lediglich das Klirren seines Besteckst nehme ich wahr. Ihm scheint es zu schmecken.

Ich schiebe den Teller von mir weg. „Oder ist das hier eine Art Test? um zu sehen, dass ich brav genug bin, um an ihr geheimnisvolles Bild zu dürfen?“

Sein Blick trifft meinen, fest, aber ruhig. „Sie dürfen morgen in das Atelier“, sagt er. „Das Bild bleibt vorerst unter Verschluss.“

„Warum?“

„Weil vorher einige Formalitäten geklärt werden müssen.“ Er nimmt bedachtsam einen Schluck von seinem Wein. „Vertraulichkeit. Unterlagen. Verschwiegenheitserklärung, Standard. Ich gehe keine Risiken ein.“

Ich sehe ihm direkt in seine Augen. „Und ich bin ein Risiko?“

Seine Gabel bleibt einen Moment in der Luft. Dann legt er sie langsam ab und schaut mich mit einem Blick an, den ich absolut nicht definieren kann. Es ist so, als würde er gerade durch mich hindurchsehen. Dann antwortet er, ohne den Blick zu ändern.

„Ich weiß noch nicht, was Sie sind.“

Ich spüre, wie mir die Kehle trocken wird. Nicht vor Angst, sondern vor Wut. Das war endgültig der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat. „Sie hätten mich auch einfach nicht einladen müssen.“

„Ich habe Sie nicht eingeladen, ich habe Sie geholt“, sagt er seelenruhig, während er wieder anfängt weiter zu essen.

Das reicht. Ich greife wieder nach meinem Weinglas, trinke einen kräftigen Schluck und stelle das Glas zurück. So fest, dass es klirrt. In der verzweifeltten Hoffnung, dass es mich beruhigt, aber Fehlansage. Ich lache leise, aber ohne jeglichen Humor.

„Sie haben mir ja keine Wahl gelassen.“

„Doch“, sagt er. „Sie hatten Sie. Und Sie haben sich entschieden.“

Meine Brust verkrampft sich weiter. Allein die Art wie er es sagt löst alle Alarmglocken in mir aus. So sicher, glatt und gleichgültig. „Ganz ehrlich? Ich weiß nicht, was das hier sein soll. Aber es fühlt sich nicht nach einem Job an. Eher wie ein verdammt seltsames Verhör mit Weinbegleitung.“

Er hebt langsam den Blick. Wirkt ruhig und kontrolliert. Wie jemand, der schon vorher wusste, dass es so endet. „Sie haben sich darauf eingelassen.“

„Weil ich nicht wusste, worauf ich mich einlasse. Ich habe nichts bekommen, worauf man hätte reagieren können.“

„Und trotzdem sind Sie hier.“

Ich atme scharf durch. „Weil ich keine andere Wahl hatte, okay?“

Stille. Dann lehnt er sich zurück, das Glas noch in der Hand. „Ich weiß.“

Ich friere innerlich ein. „Wie bitte?“

„Sie haben das Angebot nicht angenommen, weil es gut war. Sondern weil Sie es mussten.“ Seine Stimme bleibt ruhig, beinahe neutral. Da ist kein Triumph oder Spott in seinem Unterton – nur diese sachliche Gewissheit, als wäre es für ihn nichts weiter als eine Tatsache. „Sie brauchen das Geld und die Arbeit. Dringend.“

Ich bin einen Moment lang sprachlos. Nicht, weil es nicht stimmt. Sondern weil es so direkt kommt. So brutal ehrlich. Woher wusste er das? „Was für ein großartiger Gesprächseinstieg“, murmele ich. „Erst holen Sie mich her, dann behandeln Sie mich wie Dreck, und am Ende reiben Sie mir noch meine Situation unter die Nase.“

„Ich behandle Sie nicht wie Dreck.“ Er legt das Besteck leise neben den Teller. „Ich behandle Sie wie jemand, von dem ich nicht weiß, ob ich ihm trauen kann.“

„Vielleicht versuchen Sie es einfach mal mit Respekt.“

„Respekt ist keine Vorschussleistung, Miss Reed. Man verdient ihn.“

Das sitzt. Ich starre ihn an. „Wissen Sie was? Ich hoffe, Ihr verdammtes Bild verrottet in Ihrem Atelier, wenn Sie glauben, so mit Menschen umgehen zu können.“

Er zuckt nicht mal. Keine Regung.

„Wenn Sie gehen wollen, steht es Ihnen frei.“

Ich lache trocken. „Natürlich. Die Tür ist ja genau so herzlich wie Sie.“ Ich greife nach meinem Weinglas, halte kurz inne, dann nehme ich die Flasche Wein gleich mit, während ich aufstehe. „Damit sich der Abend wenigstens für irgendwen gelohnt hat.“ Ich gehe zur Tür, öffne Sie, bleibe kurz stehen und drehe mich noch einmal um. „Ach, und falls Sie morgen wieder so ein Theater veranstalten wollen – sparen Sie es sich. Ich bin hier, weil ich meinen Job machen will. Nicht weil ich es genieße, vorgeführt zu werden.“ Was sollte ich auch sonst machen, er hatte ja Recht. Ich brauche den Job.

Er sieht mich nur an. Kein Wort, keine Entschuldigung. Nichts.

Dann schließe ich die Tür hinter mir. Fester als nötig.

Ich bin nicht sicher, wie spät es ist. Vielleicht eins. Vielleicht auch drei. Ich habe das Gefühl, bisher kein Auge zugemacht zu haben, obwohl ich längst im Bett liege. Die Weinflasche steht noch auf dem Nachttisch. Halb leer oder halb voll. Je nachdem, wie sehr man sich selbst belügen will. Ich greife danach, setze sie an und trinke. Kein Glas, kein Zögern. Er brennt mittlerweile nicht mehr. Der erste Schluck war schlimmer.

Draußen ist es still. Still auf eine Art, die es in London nie war. Keine Sirenen, kein Bus, kein Streit auf der Straße. Nur die schwer greifbare Dunkelheit, die sich wie eine Decke über alles gelegt hat. Selbst die Wellen vom Meer hört man kaum noch.

Ich ziehe die Decke bis zur Brust, stehe aber nach wenigen Sekunden wieder auf. Eines der Fenster ist offen und der Wind trägt den salzigen Geruch des Meeres herein, leicht und kühl. Ich stelle mich davor und lehne die Stirn gegen den kühlen

Rahmen. Unten im Garten glitzern ein paar Lichtpunkte – wahrscheinlich versteckte Spots entlang des Weges. Die ganze Villa scheint zu schlafen. Anders als ich. Ich trinke wieder einen Schluck. Diesmal länger. Der Wein ist lauwarm und rinnt meine Kehle hinunter. Er schmeckt nach nichts mehr. Aber wenigstens macht er irgendwas mit mir. Vielleicht wird er mich müde machen. Vielleicht auch taub. Ich gehe zurück ins Bett, lasse mich aufs Laken sinken und starre an die Decke.

Blake Hart.

Er hat sich in meinem Kopf eingenistet wie ein Gedanken, der sich nicht öffnen lässt. Kalt, ruhig, kontrolliert. Aber da ist etwas unter seiner Oberfläche, was nicht stimmt. Ich rolle mich auf die Seite und lege den Arm über meine Augen. Vielleicht war ich zu forsch. Vielleicht auch nicht. Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass ich ihn nicht verstehe. Und dass ich Menschen, die ich nicht verstehe, nicht ausstehen kann. Ich will das Bild sehen, meine Arbeit machen und dann so schnell wie möglich von hier verschwinden. Ich will nicht über jemanden nachdenken, der mich mit emotionsloser Stimme daran erinnert, dass ich kein Geld habe – oder in welcher Situation ich mich gerade befinde. Dass ich hier bin, weil ich es mir nicht leisten kann, nicht hier zu sein. Ich trinke den letzten Schluck aus der Weinflasche und lasse sie zu Boden gleiten. Sie fällt weich auf den Teppich und bleibt dort liegen, reglos wie die Nacht um mich herum.

Morgen sehe ich das Atelier. Mehr nicht.

Und vielleicht ist das auch gut so.

Kapitel 3

Das Licht, das durch die Vorhänge fällt, ist viel zu grell für das, was ich letzte Nacht getrunken habe. Mein Kopf pocht dumpf. Nicht schlimm, aber unangenehm konstant. Meine Lippen sind trocken und mein Magen fühlt sich hohl an, aber nicht nach Hunger. Mehr wie ein leerer Raum, in dem zu viel Wut von gestern hängt.

Ich ziehe mich langsam aus dem Bett und schleppe mich ins Badezimmer. Das Wasser braucht eine Ewigkeit, bis es warm wird. Als es endlich auf meine Schultern trifft, spüle ich die Nacht einfach runter. Oder ich versuche es wenigstens. Mein Gesicht fühlt sich geschwollen an und meine Augen brennen leicht. Ich lasse das Gespräch von gestern immer und immer wieder wie eine Dauerschleife in meinem Kopf laufen. Ich sollte einfach meine Arbeit machen. Was interessiert es mich, warum genau ich hierhergeholt worden bin? Es kann mir egal sein. Sollte es auch. Ich bekomme Geld dafür und gut ist. Bei Gelegenheit sollte ich fragen wie viel. Aber in Anbetracht des Hauses und der Verschwiegenheit, denke ich, dass Geld das geringste Problem hier sein wird. Ich sollte das Maximum rausschlagen. Entschlossen nicke ich mir selbst zu und beschließe, dass ich meine Arbeit machen, keine Fragen mehr stelle und so schnell wie möglich hier verschwinden werden.

Zurück im Zimmer schlüpfte ich in eine zerrissene Jeans und ein schlichtes, weißes Top, das sich eng an meinen Körper legt und meine Brust hebt, ohne aufdringlich zu wirken. Darüber trage ich eine hellblaue Bluse, offen und locker, der Stoff fällt weich über meine Schultern und bleibt so, wie er ist – ungebügelt, unperfekt, echt. Meine langen, dunkelblonden Haare stecke ich grob hoch, ohne Plan, ohne Spiegel. Nur irgendwie. Zwei Strähnen lösen sich, fallen mir ins Gesicht, und

ich lasse sie dort. Es ist mir egal. Vielleicht mag ich es sogar so – ein kleines Stück Unordnung inmitten all der Kontrolle. Ich lasse sie genauso. Meine Mutter hasste offene Haare. „Das sieht ungepflegt aus, und überall liegen dann Haare herum“, hatte sie immer gesagt, mit diesem genervten Unterton, der keinen Widerspruch duldet. Als Kind musste ich deshalb kurze Haare tragen – immer ordentlich, immer sauber, immer so, wie sie es wollte. Erst als ich auszog, ließ ich sie wachsen. Vielleicht war das mein erster stiller Akt von Freiheit. Ich atme tief aus. Vielleicht hatte sie recht. Vielleicht sieht es wirklich nicht gut aus.

Deswegen trage sie trotzdem immer noch hochgesteckt – aus Gewohnheit, vielleicht auch, um Diskussionen zu vermeiden. Alte Muster sterben langsam. Selbst jetzt noch ertappe ich mich dabei, Dinge zu tun, als müsste ich mich immer noch rechtfertigen.

Ein Hauch Concealer, etwas Rouge, ein Zug Wimperntusche – gerade genug, um nicht auszusehen, als hätte ich die halbe Nacht getrunken. Auch wenn jeder, der genau hinsieht, es ohnehin bemerken würde. Und nachdem ich die Flasche gestern einfach mitgenommen habe, wird sich wohl niemand fragen müssen, ob es stimmt. Ich drehe mich noch einmal vor dem Spiegel, atme wieder tief durch und versuche, den Ausdruck in meinem Gesicht zu deuten – ruhig, gefasst, funktional. In diesem Moment klopft es an der Tür. Ich öffne.

Mrs Ellison steht davor, aufrecht wie gestern, die Hände gefaltet, ihr Blick wirkt freundlich, aber kontrolliert. „Guten Morgen, Miss Reed. Mr. Hart wartet unten zum Frühstück.“ Ich blinzele kurz und spüre, wie sich mein Kiefer anspannt.

„Ich esse später“, sage ich ruhig. „Ich möchte direkt ins Atelier.“

Sie zögert einen Moment, und irgendetwas in ihrem Gesicht verändert sich – kaum sichtbar, vielleicht bilde ich es mir auch nur ein. Ein winziger Schatten, ein kaum merkliches Zucken

um den Mund, als würde etwas hinter ihrer kontrollierten Art kurz hervorblitzen. Ich weiß nicht, was es ist. Vielleicht Sorge. Vielleicht auch nur Einbildung. Doch für einen Moment habe ich das Gefühl, dass sie mehr weiß, als sie sagt. Kaum nennenswert, bevor sie sich wieder fängt, nickt und eine einladende Geste Richtung Gang andeutet. „Wie Sie wünschen, ich zeige Ihnen den Weg.“

Ich nicke knapp, nehme mir meine Werkzeugtasche vom Schreibtisch und laufe Mrs Ellison hinterher. Kein Frühstück, kein Gespräch, kein Blickkontakt mit ihm. Nicht jetzt. Nur meine Arbeit.

Ich drehe mich noch einmal um und atme tief durch. Bereit? Ich bin mir nicht sicher.

Beim Hinausgehen fällt mein Blick auf meine Tasche, die auf der Bank vor dem großzügigen Bett steht. Sie steht noch genau da, wo ich sie gestern Abend abgestellt habe. Unberührt. Nicht ausgepackt. Nicht angekommen. Ich bleibe kurz stehen und halte inne. Vielleicht sollte ich doch gehen. Vielleicht wäre es klüger. Blake Hart ist nicht nur schwierig, er ist gefährlich. Auf eine emotionale Ebene, die einem nicht sofort weh tut, aber lange nachwirkt. Und ich weiß nicht, wie lange ich so etwas ertrage, bevor ich wieder weglaufe.

Trotzdem hält mich etwas zurück. Vielleicht sein Blick. Vielleicht die unausgesprochene Spannung, die zwischen uns hängt. Oder einfach die Frage, was hinter all dem wirklich steckt.

Ich lasse die Tasche stehen. Noch nicht. Nur das Atelier, sage ich mir. Ich will sehen, worum es hier tatsächlich geht. Danach kann ich immer noch gehen – wenn ich es wirklich will.

Das Atelier liegt im Erdgeschoss, direkt hinter einem schmalen Flur. Als ich eintrete, ist es sofort stiller als im Rest des Hauses. Die Fenster gehen fast bis zum Boden und geben den Blick frei auf den Garten – und dahinter auf das Meer.

Mrs Ellison verschwindet ohne ein weiteres Wort, lautlos und schließt die Tür hinter sich.

Der Raum ist hell, erfüllt von einem sanften, natürlichen Licht, das durch die hohen Fenster fällt und sich auf dem Boden bricht. Der Stein unter meinen Schritten ist glatt, doch überraschend warm, als hätte er die Sonne des Vortags noch gespeichert. An den Wänden lehnen Leinwände, in ordentlichen Reihen, sorgfältig arrangiert, als wüsste hier jeder Gegenstand genau, wo er hingehört. Dazwischen stehen Gläser mit Pinsel, Farben in kleinen Tiegeln, alles sauber und sorgfältig sortiert. Ich gehe langsam weiter und lasse meinen Blick durch den Raum wandern.

Die Möbel sind schlicht, aber eindeutig teuer – zurückhaltend in der Form, doch in jedem Detail makellos verarbeitet. Kein überflüssiger Schmuck, keine Farben, die ablenken. Nur klare Linien, edle Materialien und diese stille Eleganz, die nicht prahlen muss, um Wirkung zu zeigen. Der Beistelltisch ist aus Messing, die Lampe darüber modern und minimalistisch. Ein Hocker steht an einem schmalen Tisch, daneben liegt ein Lappen, der aussieht, als hätte ihn jemand gerade erst benutzt – obwohl sonst nichts darauf hindeutet, dass hier jemand gearbeitet hat.

Es sieht nicht unpersönlich aus, aber auch nicht einladend.

Langsam streife ich weiter durch den Raum. Wie jemand, der nicht gesehen werden oder etwas kaputt machen will. Ich bleibe vor einem Regal stehen. Auch hier liegen Pinsel, sorgfältig aufgereiht, ordentlich nebeneinander, alle neu. Keine Farbrückstände, keine ausgefranzten Borsten. Daneben: Tiegel, verschlossen, beschriftet. Einige Namen erkenne ich – hochwertige Pigmente, teuer und teils selten. Ich streiche mit den Fingerspitzen an einem der Gläser entlang, ohne eines davon zu heben.

Ich denke an meine eigenen Pinsel. Die abgegriffenen Holzgriffe, die Fransen, die längst nicht mehr perfekt sind. Ich

werde sie hier nicht brauchen. Kein Vergleich zu dem, was hier liegt – professionell, unberührt, fast steril. Damit kann ich besser und schneller arbeiten.

Ich drehe mich um. Neben dem Fenster steht ein schmaler Rollcontainer, fast vollständig unter einem Beistelltisch geschoben. Ich gehe einen Schritt näher, beuge mich und ziehe eine Schublade vorsichtig auf.

Leer. Nur ein Lineal, zwei Bleistifte, ein Cutter. Alles ordentlich. So wie alles hier in diesem Raum...und Haus.

Ich greife nach der zweiten.

Und bleibe hängen.

Ein gefaltetes Blatt Papier liegt darin – kein Umschlag, kein Stempel, nur ein leicht vergilbtes Stück, das aussieht, als wäre es hastig von einem alten Notizblock gerissen worden. Die Ecken sind geknickt, als hätte es jemand lange bei sich getragen. Ich ziehe es vorsichtig heraus

Die Schrift ist mit Tinte geschrieben. Altmodisch, keine Anrede und keine Unterschrift.

Nur ein Satz:

„Du weißt, dass das nicht vergeben werden kann.“

Ich starre auf die Worte. Lese sie ein zweites Mal. Und ein drittes. Mehr steht da nicht. Kein Name, kein Kontext. Kein Hinweis, an wen es gerichtet war – oder warum es hier liegt.

Ich halte den Zettel länger fest als nötig. Irgendetwas daran lässt mich nicht los. Es fühlt sich an, als hätte ich ihn finden sollen.

Ich falte ihn wieder zusammen, lege ihn zurück, genauso wie ich ihn vorgefunden habe und schiebe die Schublade langsam wieder zu.

Dann bleibe ich einen Moment einfach nur stehen.

Die Stille um mich wirkt dichter als zuvor, fast so, als hielte der Raum den Atem an. Etwas stimmt hier nicht. Ich habe es

vom ersten Augenblick an gespürt, dieses leise Ziehen unter der Haut, das man nicht benennen kann, aber auch nicht loswird. Jetzt aber wird es realer. Greifbarer. Und plötzlich frage ich mich, wie viel ich überhaupt wissen will – und ob ich bereit bin, es herauszufinden. Gedankenverloren starre ich aus dem Fenster.

Der Garten ist größer, als ich erwartet habe. Er zieht sich bis zum Rand des Grundstücks, wo das Meer beginnt und das Licht sich auf der Wasseroberfläche bricht. Weiter hinten erkenne ich eine Ecke, halb überwuchert von rankenden Pflanzen, die in kräftigen Farben blühen und fast ein Dach aus Blättern bilden. Dort steht ein moderner Tisch, daneben ein einzelner Stuhl – schlicht, aber auffällig fehl am Platz.

Auf den ersten Blick wirkt es wie ein stiller Rückzugsort, ein Platz zum Denken, vielleicht auch zum Vergessen. Doch auf den zweiten Blick ist alles zu ordentlich. Zu makellos. Kein Staub, kein Blatt, kein Zeichen von Zufall. Etwas daran stimmt nicht.

Ich wende mich wieder nach innen.

In der Mitte des Raumes steht eine Staffelei. Sie ist mir sofort beim Eintreten aufgefallen. Wahrscheinlich das Bild. Das Bild, wozu ich zurzeit noch keine Berechtigung habe, daran zu arbeiten, geschweige denn es zu sehen. Ich schüttle mit dem Kopf und trete näher heran.

Das Bild ist bereits aufgespannt, aber mit einem Leinentuch verhüllt. Der Stoff liegt glatt, ohne Falten, als hätte jemand erst gestern die Entscheidung getroffen, es zu verbergen. Ich gehe noch näher ran.

Eigentlich bin ich nur hier, um herauszufinden, ob ich wirklich bleiben will – oder doch lieber die Flucht ergreife, bevor alles wieder zu viel wird. Aber etwas an diesem Bild zieht mich an. Wie ein Kind, das weiß, dass es die verbotene Schokolade nicht essen darf, und es trotzdem tut. Es ist keine Neugier im eigentlichen Sinn, eher ein stiller Sog. Kein Rätsel,

das gelöst werden will, sondern etwas, das auf mich wartet. Seit gestern vielleicht. Oder schon viel länger.

Ich trete langsam noch näher. Beobachte erst die Staffelei selbst. Massives Holz, hochwertig verarbeitet, kein Staub, keine Kratzer. Das Gestell wirkt stabil, aber die Schrauben sind frisch angezogen. Jemand hat vor kurzem daran gearbeitet.

Ich gehe langsam um das Gestell herum. Die Rückseite ist unspektakulär, schlicht Holz, nichts Auffälliges – doch das Tuch ist dort nicht ganz gleichmäßig eingespannt. Eine Ecke wirkt lose, als hätte jemand sie hastig befestigt. Ich streiche mit den Fingerspitzen darüber, spüre den rauen Stoff, und in dem Moment löst sich ein Stück fast von selbst. Zögernd ziehe ich es ein Stück zur Seite. Nur einen kleinen Spalt.

Und ich sehe etwas, als ich von unten um die Ecke schaue. Eine Fläche, ein Ausschnitt. Etwas helles. Vielleicht ein Gesicht? Eine Form? Ich kann es nicht einordnen. Aber irgendetwas daran lässt mein Herz schneller schlagen. Nicht wegen dem, was ich sehe – sondern wegen dem, was ich fühle.

Ich setze die Finger an den oberen Rand des Tuchs. Ich will mehr sehen. Nur ein Stück. Ich muss wissen, was das ist. Dann höre ich wie die Tür auffliegt.